
Rüdiger Sünner

Das Sonnenkreuz

Das keltische Christentum in Irland

Der Berliner Filmemacher und Autor Rüdiger Sünner lernte auf seinen ausgedehnten Irlandreisen nicht nur die Welt der Megalithvölker und Kelten kennen, sondern begegnete auch den Überbleibseln eines Christentums, wie es ihm bis dahin unbekannt gewesen war. In diesem Beitrag begibt sich Sünner auf Spurensuche nach den keltisch-christlichen Ursprüngen der europäischen Geschichte.

Ein erstes Schlüsselerlebnis war der Anblick eines Steinkreuzes irgendwo an der irischen Westküste, auf dem zwei springende Delphine abgebildet waren. Ich musste zweimal hinschauen: Wie passte das Spielerische dieser anmutigen Naturgeschöpfe mit dem blutig-ernsten Kreuzigungssymbol zusammen? So etwas war ich aus dem Hintergrund meiner Erziehung nicht gewöhnt. Die religiöse Welt meiner Kindheit bestand aus sachlichen evangelischen Kirchen und neonerleuchteten Gemeinderäumen, in denen Natur nicht vorkam. Wenn überhaupt, erschien sie auf kitschigen Blumenfotos in Schaukästen vor der Kirche, die mit irgendeinem Bibelspruch verbunden waren. Kraft und Poesie hatte das nicht, es roch eher nach Altersheim und Betulichkeit und schien mir weit von einer wirklich mit Natur verbundenen Spiritualität entfernt zu sein.

Spuren davon fand ich erst im Zen-Buddhismus und in der keltischen Mythologie, aber dann auch in Symbolen, Texten und heiligen Stätten des frühen irischen Christentums. Ich hatte gelesen, dass dieses sich aus der Lehre der Druiden organisch weiterentwickelt und Elemente von deren Naturmystik bewahrt hatte, anders als in Mitteleuropa, wo das »Heidnische« von der römischen Kirche rigider verfolgt wurde. Aber im ländlichen Irland, das aus vielen lose verbundenen Gehöften bestand, konnte die zentralistische Politik Roms bis zum 12. Jahrhundert nicht Fuß fassen, wodurch eigene Traditionen länger am Leben blieben. Die altirische Sprache konnte neben dem neu eingeführten Latein weiterbestehen, ebenso die Dichterschulen der Barden, deren Lieder von den christlichen Mönchen nicht vernichtet, sondern aufbewahrt wurden. Umgekehrt nahmen die Druiden den christli-

chen Monotheismus möglicherweise freiwillig an, weil sie schon vorher an eine göttliche Kraft hinter den Naturerscheinungen geglaubt hatten. Das Christusprinzip konnte daher wie eine Weiterentwicklung ihres Glaubens angesehen werden, was u.a. dazu führte, dass alte keltische Kultstätten (Berge, Quellen, Haine, Steine, Eichen) nicht zerstört, sondern in christliche Wallfahrtsorte umgewandelt wurden.

Beeindruckende Beispiele dafür fand ich etwa in der irischen Stadt Kildare, die als Wirkungsort der Heiligen Brigid (452-524 n.Chr.) gilt, die hier ein keltisches Heiligtum in eine christliche Kirche umwandelte. Da diese in einem Eichenhain stand, wurde sie »Cill Dara« (Eichenkirche) genannt, woraus sich das spätere Kildare entwickelte. Ihr Geburtsdatum soll mit dem heidnischen Festtag »Imbolc« am 1. Februar zusammengefallen sein, an dem die Kelten die Wiederkehr des Lichtes nach dem Winter feierten: auch dies ein Versuch, die alten mit den neuen Glaubensvorstellungen zu versöhnen. Ich fuhr zu dem etwa einen Kilometer außerhalb von Kildare liegenden Quellheiligtum »St. Brigids Well«, ein atmosphärisch starker Ort, in dem die Naturumgebung eine große Rolle spielt. Das Rauschen des Windes und das Sprudeln des Wassers umwebt die in einer Nische stehende Madonna, die dadurch eher wie eine Hüterin der Elemente als wie eine weltentsagende Nonne wirkt. Solche Stätten werden in Irland nicht übermäßig modernisiert, so dass sie etwas verwittert und dadurch naturbelassen wirken. Vergänglichkeit schwingt mit, der Ort wechselt sein Aussehen mit den Jahreszeiten und nimmt so am zyklischen Atmen der Natur teil, was ihm eine angenehme Durchlässigkeit verleiht. Während ich mich in den überfüllten Kirchen des Hochbarocks immer bedrängt fühle, erzeugen solche Plätze ein ausgesprochenes Wohlgefühl.

Die lebendige Natur
musste hier dem
neuen Glauben nicht
zum Opfer fallen

Doch hat das keltische Christentum auch dramatische Kultstätten hervorgebracht, die noch ganz andere Saiten in mir berührten: etwa die hoch auf der Felseninsel »Skellig Michael« liegenden Reste einer frühen Klostersiedlung. »Skellig« heißt »Steinsplitter« und »Michael« spielt auf den Erzengel Michael an, dem dieser aufregende Ort geweiht war. Tatsächlich wirkt die Insel wie ein ins Meer geworfener Steinbrocken, der durch innere Festigkeit dem Wüten der Elemente standhalten muss. Bereits auf der Bootsüberfahrt spürt man die außerordentlichen Naturkräfte, denen sich Gottsucher hier einst bewusst aussetzten, um ihre Glaubenskraft zu stärken. Wind und

Wellen, oft auch Sturm und heftige Brandung begleiten den Besucher bis zum Ufer des Eilandes, von dem aus er noch 600 Stufen bis zu der Eremitage emporklettern muss. Diesen Weg legten die Mönche jeden Morgen als erstes zurück, um sich fürs Frühstück frischen Fisch aus dem Meer zu holen: ein Akt der Selbstdisziplin, der ihren Geist wach und kraftvoll hielt. Auf Skellig Michael ist man – wie oft in Irland – ständig einem dramatischen Wechsel von Sonne und Regen, Wärme und Kälte, Windstille und Sturm ausgesetzt. Meditieren ohne Verbundenheit mit diesen Elementen ist hier gar nicht möglich, man ist gezwungen, auch im Vogelgeschrei und in der salzigen Brandung den Geist der Schöpfung zu spüren. Ich sah die alten Druiden vor mir, wie sie auf Bergeshöhen die Sonne begrüßten und ganz ähnlich ihre christlichen Nachfolger, die das überwältigende Farbenspiel der Morgendämmerung ebenso mit in ihr Gebet aufnahmen. Viele Lobgesänge der frühen Heiligen bezeugen, dass ihr Gottesbegriff nicht nur den Menschen, sondern auch Himmel, Erde, Meer, Berge, Flüsse und die Gestirne umfasste. »König der Elemente« nannte die Heilige Brigid den neuen christlichen Gott: eine Reverenz an die alte Naturverehrung ihrer Vorfahren. In Skellig Michael wird dies durch die dramatische Landschaft noch einmal zugespitzt. Mir gefiel, dass der einst hier praktizierte Gottesdienst die Wildheit und Sinnlichkeit dieser Umgebung mit in sich aufnehmen musste und daher wohl alles andere als ruhige Stubengelehrsamkeit war. Nach längerem Aufstieg oben angekommen, traf ich auf die Ruinen der ehemaligen Klostersiedlung, die wie große steinerne Bienenkörbe aussehen: karge Aufenthalts- und Gebetszellen, mit meisterhafter Hand so geschichtet, dass bis heute kein Regentropfen hindurchdringt. Trotzdem spürt man in ihrem Inneren ständig die Anwesenheit der draußen waltenden Naturkräfte. Als ich mich in einer der Zellen umsah, fiel mir eine interessante Mischung aus Konzentriertheit und Durchlässigkeit auf. Dies war kein zu den Sternen geöffneter Steinkreis mehr, sondern ein abge-



Skellig Michael (aus: Jakob Streit, Sonne und Kreuz, Stuttgart 2001; Foto Commissioners of Public Works in Ireland)

Skellig Michael, Treppenaufgang zur Klosteranlage (aus: Jakob Streit, Sonne und Kreuz, Stuttgart 2001; Foto von Hanspeter Lieberherr)





Skellig Michael, »Bienenkörbe« (aus: Jakob Streit, Sonne und Kreuz, Stuttgart 2001; Foto von Hanspeter Lieberherr)

Skellig Michael, Klostersiedlung (aus: Wolfgang Ziegler, Irland. Kunst, Kultur und Landschaft, Köln 1990)



schlossener Raum, der Gefühle von Innerlichkeit und Versenkung beförderte. Gleichzeitig aber war der Kontakt zur Natur niemals abgeschnitten. Die hier praktizierte Andacht bestand nicht mehr – wie bei den heidnischen Kultstätten – aus dem Mitvollzug der Gestirnszyklen und Jahreszeitenwechsel, sondern war stärker auf das eigene Ich bezogen, das mehr ist als reine Naturkausalität.

Dieses »Mehr« schien mir der entscheidende Fortschritt des christlichen Glaubens gegenüber dem Heidentum zu sein: die Vision vom einzelnen, unwiederholbaren Individuum, das nicht mehr in Gesetzen von Sippe, Volk, Blut oder Natur aufgeht, sondern eine bisher unbekannte Würde bekommt. Natürlich vernahm ich gleich kritische Gegenstimmen, die mich z.B. auf das jahrhundertelange despotische Papsttum hinwiesen, das alles Individuelle unterdrückt hatte. Aber gerade diese einsamen Zellen auf einer vom Vatikan weit entfernten Meeresinsel schienen mir ein Beispiel dafür zu sein, dass die Geschichte des Christentums aus weitaus mehr Facetten bestand, als ich bisher ahnte und dass es darin wohl noch Neues und Inspirierendes zu entdecken gab. Man spürt ganz deutlich, dass die Mönche von Skellig Michael extreme Individualisten gewesen waren, die fernab von Dogmen und Konventionen nach ihrem Gott gesucht hatten. Vermutlich wählten sie solch harte Daseinsbedingungen, um die noch ungewohnten christlichen Ideale fest in sich zu verankern. Doch bedeutete dies nicht, dass die lebendige Natur dem neuen Glauben zum Opfer fallen musste: Während ich in den steinernen Bienenkörben meinen Gedanken nachhing, vernahm ich immer gleichzeitig das Tosen des Meeres, das Geschrei der Vögel und das Rauschen des Windes. Frischer Meeresduft drang zu mir durch die Ritzen der Steinwände und ich spürte das Licht der ständig wechselnden Himmel draußen. Eine abgehobene Abstraktion war gar nicht möglich, ich bekam die Natur einfach nicht aus meinem Denken heraus. Ich stellte mir die Menschen vor, die hier vor 1400 Jahren gelebt hatten: Mussten sie sich mit ihrer Askese gegen diese rauhe Umgebung wehren oder bedeutete die Wahl einer solchen Landschaft nicht

auch leidenschaftliche Zustimmung zu ihrer wilden Schönheit? Und führte dies nicht auch vielleicht dazu, die Stürme und Wetterwechsel in der eigenen Brust anzunehmen statt immer nur lauwarmer Gleichmut vorzutäuschen?

Mir fiel ein, dass zumindest einige der ersten irischen Heiligen verwegene Gestalten gewesen waren, wie etwa *Brendan von Clonfert* (484-578 n. Chr.), der mit drei kleinen Lederbooten als erster den Atlantischen Ozean überquert und die Küste Nordamerikas erreicht hatte. Keltische Legenden vom »Land der ewigen Jugend« im fernen Meer waren noch in seiner Erinnerung lebendig und inspirierten ihn wohl zu dieser Odyssee, auf der er das »gelobte Land« zu entdecken glaubte. 1976 baute der englische Forscher Tim Severin seinen Bootstypus nach und ließ sich über die Hebriden, Island und Grönland bis nach Neufundland treiben. Dabei hatte er Brendans Chronik, die »Navigatio Brendani« an Bord, und stellte überrascht fest, wie genau deren Bildersprache die Wirklichkeit seiner Reise wiedergab. So entsprachen etwa die »feuerspeienden Berge« den Vulkanen Islands, die »gläsernen Säulen« den Eisbergen vor Grönland und die »Seeungeheuer« den Killerwalen, die sich tatsächlich in den angegebenen Gewässern tummelten. Das Osterfest will der Heilige Brendan auf dem Rücken eines riesigen Walfisches gefeiert haben, der gottseidank erst nach Beendigung der Messe abtauchte. Dieses Bild – egal ob Legende oder Wahrheit – spiegelte für mich ein weiteres Mal den ergreifenden Respekt frühirischer Mönche vor dem Geist der Natur.

Eine solche Art von Christentum war mir aus meiner Kindheit völlig unbekannt. Die Gotteshäuser, die ich kannte, lagen fernab jeder eindrucksvollen Landschaft und ich hatte den Eindruck, dass Natur auch in ihren Innenräumen ausgeklammert werden sollte. Bemalte Glasfenster ließen das Sonnenlicht nur gefiltert herein, dessen Strahlen die Aufgabe hatten, bunte Heiligengeschichten von hinten anzuleuchten. Weihrauch eliminierte die natürlichen Gerüche und Naturgeräusche nahm man wegen den verschlossenen Türen und Fenstern ohnehin nicht wahr. Kirchen erschienen mir oft wie abgeschottete Zellen der Vergeistigung, in denen eine überbordende Fülle von Symbolen, Skulpturen und Reliquien den Gläubigen in eine eigene Welt einspinnen sollte. Diese hatte mit dem lebendigen Reich der Natur nichts mehr zu tun, so dass mir beim Heraustreten aus solchen Gebäuden Sonne, Wind und Regen oft wie fremde Störfaktoren vorkamen. Warum konnte ich mich –

ebenso wie viele Altersgenossen – nicht wirklich für die Spiritualität der Bibel begeistern, sondern nahm Zuflucht zu allen möglichen vor- oder außerchristlichen Mythen und Religionen? Irland war diesbezüglich eine Entdeckung, weil ich dort auf eine Unterströmung des Christentums traf, die vieles davon besaß, was mir die Kirche nie hatte bieten können: Magie, Poesie, Naturverbundenheit, archaische Kraft, aber daneben auch verspielte, künstlerische und fast surreale Elemente, die belebender auf mich wirkten als die langweiligen Predigten unserer Pfarrer.

Ein Dokument von Suchenden

Ein weiteres beeindruckendes Beispiel dafür war das altirische »Book of Kells«, das ich im Trinity College in Dublin zu Gesicht bekam. In einem abgedunkelten Raum liegen in erleuchteten Glasvitriolen die Blätter dieser 1200 Jahre alten Evangelienschrift, die mit zum Schönsten und Geheimnisvollsten gehört, was ich je an christlicher Kunst sah. Auch in diesen filigran bemalten Pergamenten fand ich die Elemente des keltischen Christentums wieder, die mir bereits an Quellheiligtümern oder meeresumrauschten Felsenklöstern begegnet waren. Im »Book of Kells« ist der Mensch völlig in einen Teppich mit Pflanzen und Tieren hineinverwoben, er wirkt nicht als »Krone der Schöpfung«, sondern als Teil des Ganzen, der manchmal wie schwerelos zwischen Fischen, Vögeln, Drachen und Engeln umherschwebt. Mönche und Geistliche thronen nicht auf erhabenen Kanzeln, sondern hängen wie in einem symbolischen Dickicht keltischer Ornamente, das wohl eine Hommage an das durchseelte Webmuster der Natur darstellt. Demütig sind ihre Gesichter und Handhaltungen, und aus manchem Mund windet sich eine Schlingpflanze, die in ihrem weiteren Verlauf zu einem Pflanzenstiel oder Tierschweif werden kann. Trotz allen metaphysischen Ernstes durchzieht die Blätter etwas Buntes und Verspieltes, auch die reinen Schriftseiten, in denen unterschiedlich große Buchstaben, verschiedene Farben und kleine Fabelwesen auffallen, die zuweilen schelmisch zwischen den Zeilen umherwandern. Gelegentlich lassen Paul Klee oder Joan Miro aus der Ferne grüßen. Auch der Humor fehlt nicht: Ein Pergament zeigt zwei Mäuse, die sich um eine Hostie streiten, während hinter ihnen schon zwei Katzen lauern, die dem gierigen Spiel schnell ein Ende bereiten könnten. Eine für christliche Ikonographie ungewohnte Leichtigkeit webt durch die Blätter, auch hat man das Gefühl, dass die vielen zähnebleckenden Monster nicht das Böse schlechthin darstellten, sondern Mitspieler in



einem großen kosmischen Tanz sind. Umberto Eco schrieb in seinem Vorwort zur Luzerner Faksimileausgabe von 1990, er sehe im »Book of Kells« einen Protest gegen die aus der »Weisheit Salomos« entnommene Auffassung, dass Gott die Welt nach festen mathematischen Proportionen geschaffen habe. Gegen das Ideal der Klarheit stelle es das der Dunkelheit, in dem auch dem Monströsen, Maßlosen, Unbändigen und Wunderbaren sein Platz eingeräumt werde. Ohne Drogen wie LSD oder Meskalin hätten seine Illustratoren bereits vor über 1000 Jahren »halluzinatorische« Bilderwelten geschaffen, die einen Blick nicht nur auf die Schönheit, sondern auch auf die Untiefen der Schöpfung freigäben: »Auf einem von Wäldern bedeckten Kontinent sehen auch

*Book of Kells, Christus-
Porträt aus dem Matthäus-
Evangelium*



die Mönche, die Dichter und Miniaturenmaler die Welt als einen dunklen Wald, der von Monstren bewohnt und von labyrinthischen Pfaden durchzogen wird.«

Das »Book of Kells« wirkte auf mich eher wie das Dokument von Suchenden als von endgültig Wissenden und berührte mich tiefer als die dogmatischen Lehren späterer Kirchenväter, in denen schon viel Hochmut und lebensfeindliche Abstraktion zu spüren ist. In diesem Werk traf ich auch erstmals auf die Besonderheit irischer Kreuzformen, die auf ganz eigene Weise das Verhältnis des keltischen Christentums zur Natur ausdrücken. So gibt es im »Book of Kells« auch Lebensbaum-Kreuze, die das heilige Baumsymbol der Kelten mit dem christlichen Kreuzifix verbinden. Der Baum – besonders Eiche, Eberesche, Birke und Haselnuss – galt den Druiden als besonders göttliches Zeichen, das für Heilkraft und Fruchtbarkeit stand und wurde auch von den frühen irischen Heiligen als solches verehrt.

Das Kreuz wird
geerdet

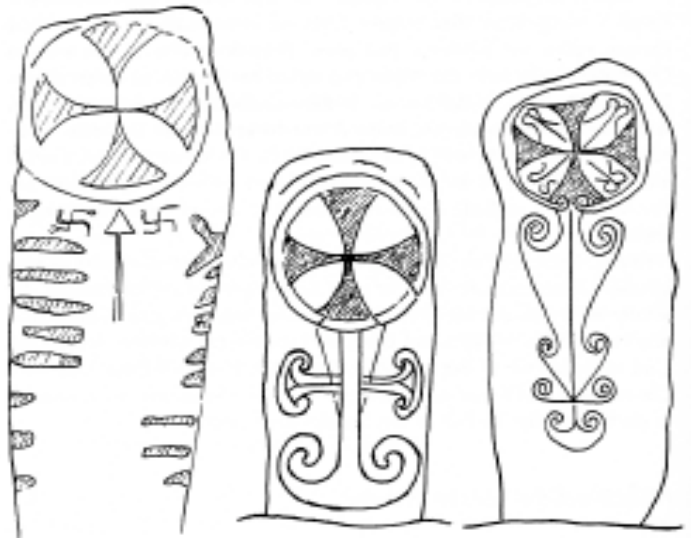
Weitere originelle Kreuzformen Irlands sind das Menhir- und das Sonnenkreuz, beide ebenfalls Mischformen aus heidnischer und christlicher Ikonographie. Bei den archaisch wirkenden Menhirkreuzen wurde die Kreuzform oft nur in die neolithischen Kultstelen eingraviert oder an ihrer Spitze angedeutet. Maserung und Wucht des Steines bleiben erhalten und werden nicht durch allzu kunstvolle Bearbeitung eliminiert. Solche Exemplare berühren mich oft mehr als die Kreuze normaler Kirchen. Sie haben etwas Provisorisches, Fragendes, Tastendes und symbolisieren eher Räume des Übergangs als endgültig abgeschlossene Konzeptionen. In ihrer Rauheit erzeugen die Menhirkreuze in mir ähnliche Gefühle wie Kirchen, die gerade Baustellen sind und in denen Staub, Müll und grobschlächtige Gerätschaften die Aura des allzu Heiligen konterkarieren. Hier wie dort werden zu viel »Höhentendenzen« auf den Boden zurückgestoßen, was in mir eine umso größere Öffnung für das Sakrale bewirkt. Auch regte mich das Menhirkreuz zu geistigen Wanderungen durch die verschiedenen Zeiten

Abb. oben: Book of Kells, Figurendetail aus dem ornamentalen Text des Beginns vom Markus-Evangelium

und Kulturen an, sozusagen von Stonehenge nach Golgatha und wieder zurück. Ich sah Verbindungslinien zwischen entlegensten Epochen, spürte in den weichen Formen des Menhirkreuzes nicht mehr die unbeugsame Härte christlichen Bekehrungswahns, sondern etwas Nachgiebiges, das sich durch Öffnung zum Elementaren nicht mehr bedroht fühlen muss. Sowohl der Menhir als auch das Kreuz richten sich auf und versuchen, die Kräfte der Erde mit denen des Himmels zu verbinden. Doch in der Kombination gewinnen beide noch etwas dazu: Das Kreuz wird geerdet und der Menhir aus seiner Statik emporgehoben, Christliches beugt sich vor der Beseeltheit der Natur und Heidnisches vor der Vergewaltigungskraft, die keinen archaischen Blut- und Schädelkult mehr nötig hat.

Zu ähnlichen Meditationen regte mich das irische Sonnenkreuz an, wo das Kreuz zusätzlich von einer Kreisform umrundet wird: auch dies eine nur auf Irland vorkommende Gestaltungsform, die in ihrer Symbolik Jahrtausende zurückreicht. Bereits für die Erbauer des steinzeitlichen Hügelgrabes von Newgrange spielte die Sonne eine so große Rolle, dass sie über dessen Eingang ein Loch anbrachten, durch das die ersten Lichtstrahlen am Tag der Wintersonnenwende ins Innere der Gänge fallen können. Dort zeigt sich noch heute die Sonne für ca. 15 Minuten als ein langsam heller werdender Fleck, der auf dem Boden der sonst dunklen Grabkammer erstrahlt: ein wundersam anmutendes Schauspiel, das wohl die »Wiedergeburt« des Sonnenlichtes nach dem Winter in Analogie zum Fortleben der Seelen nach dem Tode setzen soll. Auch die Kelten griffen solche Vorstellungen auf und legten ihre höchsten Feste auf die Sonnenwendtage, an denen die Bedeutung des zyklischen Auf und Ab in der Natur sichtbar gemacht werden sollte. All dies schwingt auch in den irischen Sonnenkreuzen mit, die dadurch für mich – ähnlich wie das Menhir-

Menhir-Kreuze in Arraglen, Inishkea und Reask (von links nach rechts; aus: Jakob Streit, Sonne und Kreuz, Stuttgart 2001; Zeichnung von Hanspeter Lieberherr)





kreuz – zu Mittlern zwischen entlegenen Welten wurden. Moderne Archäologen sehen in dem Kreis des Sonnenkreuzes zwei mögliche Bedeutungen: eine Anspielung auf das heidnische, in Naturzyklen denkende Weltbild und ein Zeichen für das »Auge Gottes«, das – nach christlicher Auffassung – nun »sonnenhaft« über der Gemeinde leuchtet. Für mich ergänzen sich beide Deutungen: Warum soll Ehrfurcht vor der Eingebundenheit des Menschen in die Natur nicht zusammenpassen mit der Erweiterung des Sonnenbegriffes zu einem Bild christlicher Herzenswärme? Mir fielen dazu Stellen aus der Bergpredigt ein, wo es heißt, dass Gott seine Sonne gleichermassen über Böse und Gute aufgehen lässt. Hier ist die Sonne nicht mehr allein Verehrungsobjekt archaischer Naturreligion, sondern eine Metapher für universale Liebe, die jeden Menschen als gleich vor Gott ansieht: eine neue, sozusagen seelische »Sonnenqualität«, die die alte heidnische nicht aufhebt, sondern nur um eine zusätzliche Dimension erweitert.

Zu welch bizarren Formen hat das Christentum geführt?

So stark die Begegnung mit dem keltischen Christentum mein Denken bereicherte, so traf mich bei meiner Abreise doch noch ein unverhoffter Schlag der Entfremdung. Da ich keinen anderen Rückflug bekommen hatte, musste ich eine Maschine aus Belfast nehmen, was einen zusätzlichen Aufenthalt in dieser von Gewalt zerrissenen Stadt bedeutete. Überall waren Soldaten und Panzer präsent und die öffentliche Busse wurden mehrfach kontrolliert, weil eine Bombendrohung in der Luft lag. Noch nie in meinem Leben hatte ich Kinderspielfläche gesehen, die von Stacheldrahtzäunen und Wachmannschaften umsäumt wurden. Ruhig kauerten drei kleine Mädchen beim Murmelspiel im Sand, während um sie herum bullige Wächter mit Maschinenpistolen und schusssicheren Westen standen. Zu welch bizarren Formen hatte das Christentum hier geführt? Rund 3600 Menschen – so las ich – fielen hier in den letzten 30 Jahren dem erbitterten Kampf zwischen Pro-

*Abb. oben: Ostseite des Süd-
kreuzes in Ahenny (aus: Jakob
Streit, Sonne und Kreuz,
Stuttgart 2001; Foto von
Hanspeter Lieberherr)*

testanten und Katholiken zum Opfer. Stand dieser Wahnsinn in irgendeiner Verbindung zu den Dingen, mit denen ich mich während meiner Reise beschäftigt hatte?

Ein kundiger Ire versuchte mir Zusammenhänge beim Bier aufzuzeigen: Die Blüte des keltischen Christentums sei spätestens im 12. Jahrhundert erloschen, als ein römischer Papst einem englischen König die Erlaubnis gegeben habe, das widerspenstige Irland zu vereinnahmen. Lange hätte die römische Kirche vergebens versucht, die querköpfigen Mönche der Grünen Insel auf ihre spirituelle Linie zu bringen – jetzt konnte dies endlich mithilfe militärischer Macht aus England geschehen. Normannische Barone und englische Adelige besetzten das Land und sorgten dafür, dass die irische Kirche stärker den Dogmen des Vatikans unterstellt wurde. Der puritanische Fanatiker Oliver Cromwell, der die Engländer für Gottes »auserwähltes Volk« hielt, machte irische Aufstände mit grausamen Massakern nieder und befestigte die Macht der Briten für lange Zeit. Im Zuge der Industrialisierung wurde der von England unterstützte Norden wohlhabend, während das restliche katholische Land eifersüchtig hinterherhinkte. Soziale Spannungen und Diskriminierungen nahmen immer mehr zu, auch in den Nordregionen, wo die englandfreundlichen Protestanten die katholischen Nationalisten nicht mehr in wichtigen Ämtern duldeten. Schließlich explodierte alles in endlosen Bürgerkriegen, von denen jedoch Außenstehende immer nur den blutigen Wahnsinn sahen, nicht aber die jahrhundertelangen tragischen Verstrickungen. Sollte ich dieser Version glauben oder gab mir der freundliche Ire nur sein geschöntes Bild von der Geschichte? Jedenfalls wurde mir klar, dass der Nordirlandkonflikt kein Religionskrieg war, sondern dass die Konfessionen nur Synonyme für andere Dinge im Hintergrund waren. Auch schien dieses Kapitel ein weiteres Beispiel dafür zu sein, wie verheerend sich auf die Dauer jede Verschränkung von religiösen mit politischen Dingen auswirkt.

Autorennotiz:

RÜDIGER SÜNNER, Dr. phil., lebt als freier Autor und Filmmacher in Berlin. Sein viel diskutierter Film »Schwarze Sonne« (Arte, WDR) setzt sich mit der Rechtslastigkeit mancher esoterischer Inhalte und Bewegungen auseinander. Veröffentlichungen: *Schwarze Sonne. Entfesselung und Missbrauch der Mythen in Nationalsozialismus und rechter Esoterik*, Freiburg 1999 sowie *Tötenschiff und Sternenschloss. Mythologische Reiseessays* (erscheint demnächst im Drachenverlag, Klein Jasedow). Der Autor betreibt eine eigene Website: www.ruedigersuenner.de.

Christine Klie: Sonnenkreuz, Radierung

